Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde

Band: 26 (1925-1926)

Artikel: Spinnenmythus und Spinnenaberglaube in der neueren Erzählungsliteratur

Autor: Riegler, Richard

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-112455

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

berg“ und im Bülacherhau einige Wildschweine, welche in den Kartoffeläckern und im Halmenfeld Schaden anrichteten. Am 17. Juni genannten Jahres veranstaltete die gesamte männliche Bevölkerung mit Ausnahme der minderjährigen Knaben, bewaffnet mit Äxten, Kärsten, Prügeln und anderen altmodischen Waffen ein Kesseltreiben in den erwähnten Wäldern. Allein die „Sauen“ stellten sich nicht, wenn schon einer der Beteiligten einen mächtigen Hauer gesehen haben wollte.

Um sich nicht dem Spotte der Nachbargemeinden auszusetzen, kauften die Hochfelder im Badischen zwei Schweine, bemalten sie „wildsaumässig“ und setzten sie im Strassberg aus. Hierauf veranstalteten sie eine zweite, diesmal erfolgreichere Jagd.

Alte Wehrmänner erinnern sich heute noch gerne der schlichten Persönlichkeit des Armeeinstruktors Heinrich Graf von Rafz. Graf wurde einst anlässlich seiner Teilnahme an den deutschen Manövern in Berlin den fremden Offizieren vorgestellt. Nachdem diese sich als Fürst von . . ., Graf von . . ., Baron von . . ., Freiherr von . . . zu erkennen gegeben hatten, stellte Graf, diesmal von seiner Bescheidenheit Umgang nehmend, sich vor als: Graf von Rafz, Oberst der Infanterie. (Schluss folgt.)

Spinnenmythus und Spinnenaberglaube in der neueren Erzählungsliteratur.

Von Richard Riegler in Klagenfurt.

II.

So verschieden in seinem nervös-modernen Wesen der an zweiter Stelle zu besprechende Autor, H. H. Ewers, von dem alten kernigen Berner Pfarrer auch ist, so verbindet doch die beiden Deutschen die gemeinsame Vertiefung des volkstümlichen Mythus nach der transzendental-ethischen Seite. Auch Ewers' „Spinne“ [1]) ist in ihrer Art ein Meisterstück.

In einem kleinen Pariser Hotel hatten sich an zwei aufeinanderfolgenden Feiertagen im Zimmer No. 7 zwei Personen am Fensterkreuze mittels der Gardinenschnur erhängt, ohne dass man den mindesten Anhaltspunkt zur Klarlegung der Ursache dieser Selbstmorde ermitteln konnte. Einen Polizisten, der sich erboten hatte, zur Ergründung des Geheimnisses das berüchtigte Zimmer zu beziehen, findet man am selben Tage und zur selben Stunde wie seine Vorgänger

[1]) Aus der Sammlung „Die Besessenen.“ München und Leipzig 1918. (S. 101—146.)

am Fenster hängend. Als man ihn abnimmt, kriecht aus dem offenen Munde des Toten eine grosse schwarze Spinne, was jedoch nicht weiter beachtet wird. Nur der Hausknecht erinnert sich, ein solches Tier auch auf dem Körper des ersten Selbstmörders gesehen zu haben. Nun bietet ein armer Student der Medizin, Richard Bracquemont, der Polizei seine Hilfe an. Er macht sich erbötig, gegen freie Station das berüchtigte Zimmer zu beziehen und nicht zu ruhen, bis er dem Geheimnis auf die Spur gekommen. Nach einigem Zögern nimmt der Kommissär sein Angebot an und lässt, damit Bracquemont mit ihm in steter Verbindung sei, im Zimmer ein Tischtelephon anbringen. Der Student richtet sich so gut als möglich ein und legt seine Eindrücke in einem Tagebuch nieder. In den ersten Tagen macht er trotz aller Bemühungen, etwas Ungewöhnliches zu bemerken, nur gleichgiltige Beobachtungen, von denen er schliesslich durch sein Gegenüber, eine junge Frau, vollkommen abgelenkt wird. Und zwar war er gerade zur verhängnisvollen Stunde — Freitag zwischen 5 und 6 Uhr — ans Fenster getreten. Auf den ersten Blick hatte er sich in Clarimonde[1]) — so tauft er die schöne Unbekannte — verliebt. Sie scheint ganz allein zu leben und sitzt immer an dem Fenster, das dem seinigen gegenüberliegt. Bis zum Einbruch der Dämmerung arbeitet sie an einem kleinen, feinen Spinnrocken. In ihrem Äussern fällt besonders das schwarze, geschlossene Kleid mit den grossen lila Tupfen auf. „Es sieht seltsam aus," schliesst Richard die genau detaillierte Beschreibung seines Gegenübers, „wie die schmalen schwarzen Finger, schnell, scheinbar durcheinander, die Fäden nehmen und ziehen — wirklich, beinahe wie ein Gekrabbel von Insektenbeinen" (S. 119). Im folgenden wird nun in meisterhafter Weise geschildert, wie die seltsame Spinnerin von seinen Gedanken allmählich Besitz ergreift,[2]) bis wieder die verhängnisvolle Freitagsstunde kommt, in der es ihn, „mit unbezwingbarem Drange" zum Fenster zieht, um sein Gegenüber mit verliebten Blicken zu betrachten. Hiebei fühlt er „ein seltsames Wohlbehagen und eine ganz leise Angst" (S. 121). Bedeutungsvoll für den weiteren Verlauf der Erzählung ist die Entdeckung einer Kreuzspinne, die vor dem Hoffenster in einem Spinnweb hängt und die symbolisch zu wertende, übrigens naturgeschichtlich richtig wiedergegebene Szene zwischen der weiblichen Spinne und dem Männchen, dessen schüchterne Annäherungsversuche schliesslich Erfolg haben und zu dem erstrebten Genuss führen.[3]) Hierauf heftige Flucht des Männchens, Verfolgung von seiten des Weibchens, das den erbeuteten Geliebten geschickt einspinnt, um dann, „ihre scharfen Zähne in seinen jungen Leib zu schlagen und sein Blut gierig zu trinken." „Wie froh bin ich, dass ich kein Spinnenjüngling bin," meint mit unbewusst tragischer Ironie der Student, der die ganze Szene mit dem grössten Interesse verfolgt hat. (S. 125). Indessen äussert sich die geheimnisvolle An-

---

[1]) Diesen Namen hat der Dichter der Erzählung Théophile Gautiers „La morte amoureuse (1836) entlehnt, deren Heldin, die Courtisane Clarimonde, Ewers auch sonst in mancher Hinsicht zum Vorbild gedient hat. Sie ist ein Vampir und kommt als solcher allnächtlich zu ihrem Liebsten, dem sie eine Ader öffnet, um sein Blut zu trinken. (Vgl. auch H. Matthey, Essai sur le Merveilleux dans la littérature française depuis 1800, S. 127). — [2]) Man beachte den Gesamttitel des Buches: „Die Besessenen." — [3]) Vgl. Die Schilderung der Werbung des Spinnenmännchens um das Weibchen bei Ewald, Mutter Natur erzählt, Bd. I, S. 64—78 und bei Theuriet, Contes de la primevère; S. 100 f.

ziehungskraft, die sein Gegenüber auf ihn ausübt, immer stärker. Die beiden begnügen sich nun nicht mehr, sich gegenseitig zu betrachten, sie geben ihrer Liebe in Gebärden Ausdruck, wobei infolge einer gewissen Gedankenübertragung — so glaubt wenigstens Richard — sein Gegenüber ganz dieselben Gesten macht wie er. Er fühlt sich hiebei glücklich und doch mischt sich in dieses Glücksempfinden eine leise, unbestimmbare Angst. „Mir ist", so schildert er sein Gefühl, „als liefe ich in grossem Kreise weit um sie herum, käme hier ein wenig näher, zöge mich wieder zurück, liefe weiter, ginge an einer andern Stelle vor und schnell wieder zurück. Bis ich endlich — und das weiss ich ganz gewiss — doch einmal hin muss zu ihr." (S. 130). Sein Gegenüber beherrscht nun ausschliesslich seine Gedanken, in dem sonderbaren Gebärdenspiel findet er seine einzige Befriedigung. Am dritten Freitag hat er mit grässlichen Angstgefühlen zu kämpfen, er fürchtet sich vor dem Fenster und doch zieht es ihn mit Gewalt dahin. Er hat eine fürchterliche Vision. Er sieht seine drei Vorgänger am Fensterkreuze hängen und ist schon selbst im Begriffe, dem Drange zum Fenster nachzugeben, als das Telephon plötzlich schellt. Er selbst nimmt die Muschel, und ehe er noch ein Wort hören kann, schreit er hinein: „Kommen, sofort kommen!" Alsobald erscheint der Kommissär, Richards Angst ist wie verflogen, ja er schämt sich ihrer und fertigt den Kommissär mit leeren Ausflüchten ab. — Von nun an wächst seine Leidenschaft für sein Gegenüber ins ungemessene. „Ich bin von ihr durchdrungen bis in die letzte Fiber", schreibt er in sein Tagebuch. Am folgenden Tage aber macht er eine Entdeckung, die ihn mit Grausen erfüllt. Er hatte sich nämlich tagsvorher, um in das Gestenspiel Abwechslung zu bringen, eine neue Reihenfolge von Gebärden notiert und diese sich fest eingeprägt. Nun merkt er zu seinem Entsetzen, dass er keine von diesen Gebärden zu machen imstande ist, sondern sklavisch die Gesten nachmachen muss, die er an seinem Gegenüber wahrnimmt. Er wird nun inne, dass Clarimonde ihn ganz in ihrer Gewalt hat und er ein Spielball ihres Willens ist. „Ich bin da", schreibt er, „um zu tun, was sie will, Clarimonde, die ich liebe in köstlicher Angst." (S. 141). Unterdessen war der vierte Freitag herangekommen. Wie immer beginnen sie um 5 Uhr ihr Spiel. In dem Bewusstsein seiner Schwäche wehrt sich Richard gegen die ihm aufgedrungenen Gesten. Doch vergebens. Ja, als Clarimonde eine Schnur durchschneidet, tut er nach einem fürchterlichen Seelenkampf mit der Telephonschnur das Gleiche. Er setzt sich an den Tisch und bemüht sich, nicht aufzusehen, wohl ahnend, das etwas Unheilvolles kommen würde. Doch seine Willenskraft erlahmt. Er blickt auf und sieht, wie sein Gegenüber zur Gardine geht, die Schnur abnimmt, eine Schlinge macht und dann jene ans Fensterkreuz hängt. Er muss nun ganz dasselbe tun, denn er steht „unter einem Zwang unerhörter Art, und doch so seltsam wollüstig in seiner unentrinnbaren Grausamkeit." (S. 143). Aus den letzten, mit zitternder Hand geschriebenen Aufzeichnungen entnehmen wir den fürchterlichen Kampf seines Selbsterhaltungstriebes gegen die dämonische Macht, die ihn ins Verderben treibt. Er unterliegt ihr, denn als der Kommissär des neunten Reviers, der auf wiederholtes telephonisches Anläuten keine Antwort erhalten hatte, um sechs Uhr fünf Minuten das Hotel betritt, findet er im Zimmer No. 7 die Leiche des Studenten Bracquemont am Fensterkreuz hängen, „zwischen den fest übereinandergebissenen Zähnen klebte zerquetscht eine grosse schwarze Spinne mit merkwürdigen violetten Tupfen." (S. 146).

Diese Erzählung lässt meinem Empfinden nach alles hinter sich, was E. Th. A. Hoffmann und E. Poe in dieser Art geleistet haben. Der besondere Reiz der Geschichte liegt, abgesehen von der vollendeten Diktion in dem Gegensatz zwischen dem primitiven Charakter uralter mythischer Vorstellungen und dem modernen Rahmen, in dem sie uns entgegentreten. In unsere verfeinerte Denk- und Fühlweise, die gerade in Ewers einen ausgezeichneten Interpreten gefunden, ragt herein als Erbgut von Jahrtausenden das starre Fatum, der Glaube an geheimnisvolle Mächte, denen der Mensch unrettbar verfallen. Es war mir eine reizvolle Aufgabe, den Fäden nachzugehen, die zu diesen alten Mythen führen, denn der Dichter hat sich nicht mit einem Mythentypus begnügt, sondern hat verschiedene Sagenmotive kunstvoll ineinander gewoben. Vorwiegend ist das Hexenmotiv. Der Glaube an die Tierverwandlungen der Hexen ist über ganz Europa ver-verbreitet. O. Tobler[1]) nennt als animalische Erscheinungsformen der Hexe die Katze (besonders häufig), das Pferd, ferner den Vogel und von den Insekten Käfer, Wespe, Hummel und Mücke[2]). Die Spinne fehlt. Wohl aber erscheinen in französischen Sagen Hexen als Spinnen[3]) und es ist vielleicht kein Zufall, dass Ewers seine Geschichte aus Paris datiert und auch dort spielen lässt. Sébillot (a. a. O. III, S. 331) berichtet solche Spinnensagen. Die erste stammt aus dem wallonischen Belgien. Eine Hexe bringt in der Gestalt einer Spinne mehrere Kinder ums Leben. Als wieder ein Kind zur Welt kommt, verbirgt sich der Vater und bemerkt, wie eine riesige Spinne auf die Wiege zukriecht. Er haut ihr mit einer Hacke zwei Beine ab und siehe da! am nächsten Morgen liegt seine eigene Mutter mit abgeschnittenen Beinen im Bett. Die zweite Sage ist in der Basse-Bretagne zu Hause. Dort gibt es Koboldspinnen (araignées lutins), die tagsüber die Grösse von gewöhnlichen Spinnen haben, in der Nacht aber dick und gross werden und Menschen erdrosseln können. Zu diesem Zwecke nehmen sie häufig Koboldgestalt an.

Dass in unserer Erzählung Clarimonde die Spinne ist, die durch das Hinüberspinnen hypnotischer Fäden hinterein-

[1]) Die Epiphanie der Seele in deutscher Volkssage. Diss. Kiel 1911, S. 38 ff. — [2]) Vgl. auch hiezu Schaefer, Die Verwandlung der menschlichen Gestalt im Volksaberglauben, Progr. Darmstadt 1905, S. 98 ff. — [3]) In Morvan heisst eine Art der Afterspinnen (phalangium opilio) *sorcière* „Hexe" (Rolland, Faune pop. III, 244).

ander die vier Insassen des Zimmers No. 7 zum Selbstmorde zwingt, wird sofort klar. Ganz deutlich aber macht es uns der Dichter, indem er aus dem offenen Munde des dritten Selbstmörders eine grosse schwarze Spinne kriechen lässt. Hier hat der Dichter ein Sagenmotiv frei verwendet und ihm eine für seine Zwecke passende Bedeutung gegeben. Wenn Mäuse, Vögel oder Insekten dem Munde eines Toten oder Schlafenden entweichen, so bedeuten sie die den Körper verlassende Seele und nie etwas anderes. (Vgl. O. Tobler, a. a. O., S. 36 ff.) Auch die Spinne kommt als Seelentier vor, wie hervorgeht aus der von E. Meier, Deutsche Sagen, Sitten und Gebräuche aus Schwaben, S. 184[1]) angeführten Sage, wo erzählt wird, wie ein Mädchen bemerkt, dass ihrer auf dem freien Felde schlafenden Freundin eine Spinne aus dem Munde kriecht. Sie versuchte ihre Gefährtin zu wecken, vermochte es aber nicht, bis nach einer halben Stunde die Spinne wieder kam und ihr in den Mund kroch. In unserer Erzählung aber ist die Spinne natürlich Clarimonde, die in der Gestalt dieses Insektes von der Seele des Toten Besitz genommen hat. (Wieder sei hingewiesen auf den Gesamttitel des Buches „Die Besessenen"). Man vergleiche hiemit den von Rolland, Faune pop. XII, 136, verzeichneten Aberglauben, eine Spinne auf dem Körper eines Sterbenden bedeute, dass sie sich mit Gott um den Leichnam streite.

Aus dem Ausruf des Hausknechts „Pfui Teufel, wieder so ein Biest!" geht hervor, dass die Hexe Clarimonde auf No. 7 schon öfters ihr Unwesen getrieben hat. Dass der Hausknecht das ekle Insekt nicht vernichtet, sondern nur mit dem Finger „fortknipst," wird dem armen Studenten zum Verhängnis. Noch einmal lässt man sich die Gelegenheit entgehen, die böse Zauberin unschädlich zu machen. Die Hotelbesitzerin sieht vor dem Hoffenster ein Spinngewebe mit einer dicken Kreuzspinne darin. Sie lässt sie aber nicht wegfangen, denn „Spinnen bringen Glück und sie habe genug Unglück in ihrem Hause." (S. 123). Hier wird ein Mythus gegen den andern ausgespielt, woraus sich eben die tragische Ironie ergibt. Ewers schöpft aber das Motiv von der Hexenspinne nicht aus. Als man die Leiche des Studenten findet, bemerkt man zwischen dessen Zähnen ganz zerbissen eine grosse schwarze Spinne. Richard war zwar Clarimonde er-

[1]) Zitiert bei O. Tobler, a. a. O., No. 38.

legen, doch hatte sie in dem Kampf selbst den Tod gefunden. Nun heisst es aber weiter, dass der Kommissär sofort in das gegenüberliegende Haus ging und dort feststellte, dass der zweite Stock seit Monaten unbewohnt war. Hätte sich der Dichter bis zum Schluss an das Mythenmotiv gehalten, hätte er sagen müssen, dass der Kommissär Clarimonde tot fand, etwa mit einer klaffenden Bisswunde am Halse, denn nicht bloss in der oben angeführten Sage von der enkelmordenden Grossmutter, sondern in allen derartigen Verwandlungsmythen findet sich der gemeinsame Zug, dass die Wunden, die man dem Seelentier beibringt, nachher an dem menschlichen Körper zu sehen sind, wie auch die Vernichtung des Seelentieres den leiblichen Tod der Hexe zu Folge hat. Umgekehrt erscheint das Verwandlungsverhältnis in der oben angeführten bretonischen Sage, denn da ist die habituelle Erscheinungsform des Zauberwesens die Spinnengestalt; es verwandelt sich nur dann in einen Kobold, wenn es einen Menschen vernichten will.

Eine Zutat des Dichters ist es, wenn er in Clarimondes äusserer Erscheinung eine gewisse Ähnlichkeit mit der Kreuzspinne andeutet (S. 118 f.). Der Spinnrocken ist bekanntlich ein häufiges Attribut weiblicher elbischer Gestalten des Volksglaubens. Man denke an die Spinnerin Holda (Berchta), an die spinnenden Waldweibchen (Wuttke a. a. O., S. 47), an die schicksalspinnenden Parzen des Altertums und an die Hexe mit dem Spinnrocken im „Dornröschen.“ Auch an das „Spinnwebengesicht“ der weissen Frau sei erinnert. Höfler vermutet in seinem Krankheitsnamenbuch unter „Spinne“ in der dämonischen Riesenspinne der Tiroler Sage die von der Volksphantasie entstellte Spinnerin Berchta.[1]) Die Spinne ist nicht nur im Deutschen, sondern auch in vielen andern Sprachen nach dem Spinnen benannt (vgl. v. Edlinger, Erklärungen der Tiernamen aus allen Sprachgebieten, Landshut 1886, S. 102). Bemerkenswert ist auch österr.-dial. „Spinnerin“ für „Spinne.“

Die Art und Weise, wie Clarimonde ihre Opfer ums Leben bringt, ist höchst originell. Sie zwingt sie durch eine Art Hypnose[2]) („Einspinnen“), alle ihre Gebärden nachzu-

[1]) Über das Verhältnis der Spinne zu spinnenden Göttinnen oder sonstigen Mythengestalten vgl. Siecke, a. a. O. — [2]) Man vergleiche folgende Stelle in Delphi Fabrice's Roman „Die rote Spinne“ (S. 192): „Tag für Tag ... schleiche ich mich heimlich wie ein Dieb auf den Boden hinauf. Dort bleibe ich stundenlang und beobachte jede Bewegung an ihr (der roten Spinne). Sie hat mich völlig verzaubert, rettungslos behext. Ihr Wille ist auch mein Wille ... Sie lebt in mir und ich in ihr.“

machen. Als sie zuletzt die Schlinge in die Gardinenschnur[1]) gemacht und diese am Haken des Fensterkreuzes befestigt hat, erhängt sie sich. Dies zeigt uns der Dichter nicht unmittelbar, wir erschliessen es aber aus dem reflexartig erfolgten Erhängungstod der Mieter. Man beachte, dass in der oben zitierten bretonischen Sage die Spinnen ihre Opfer erwürgen. Diese Todesart ist nicht willkürlich gewählt, sondern im Arachnemythus begründet. Arachne ist bekanntlich jene ehrgeizige Weberin der griechischen Sage, die die Göttin Athene, die Meisterin der Webekunst, zu einem Wettstreit herausforderte (vgl. altengl. *väfre* „Spinne" zu *vefan* „weben", ferner altind. *urṇavābhi* „Spinne", eig. „Wollweber"). Ihre ausgezeichnete Arbeit erregte den Neid der Göttin, die die unglückliche Arachne derart misshandelte, dass diese sich aus Verzweiflung erhängte. (Symbolisierung der im Netz hängenden Spinne). Athene, zu Mitleid gerührt, rief sie durch ein Zaubermittel wieder ins Leben und verwandelte sie in eine Spinne.[2]) Offenbar erfolgt auch bei Clarimonde nach dem Akte des Erhängens die Wiedererstehung als Spinne.[3])

Die seelenzerstörenden Wirkungen, die das Gebahren Clarimondes bei Richard hervorruft, sind nicht weit von den Symptomen des Wahnsinns entfernt. Auch hiezu finden wir im

---

[1]) In verschiedenen Spinnensagen ist von einer seidenen Schnur die Rede, die die Spinne von Gott zu Geschenk bekommen hat. DÄHNHARDT, Natursagen III, 1, S. 38 u. 41). — [2]) In dem schon oben zitierten Roman von DELPHI FABRICE, Die rote Spinne (S. 178), die als Personifikation des Wahnsinns erscheint, dem der Held allmählich zum Opfer fällt, fragt eine Stimme aus dem Spiegel den schon Halbverrückten: „Bist du wirklich so sicher, dass du noch weiter leben wirst und den Armen der Arachne, der in eine Spinne verwandelten Tochter des Idmon, entflohen bist?" Ferner (S. 190): „Ich kann nicht schlafen. Ich sehe sie immer vor mir, die scheussliche Bestie. Oh, sie ist keine einfache Spinne, wie jede andere, sie ist „Arachne" selbst, die schreckliche Göttin, das grausame Idol meines Wahns, sie, die mich seit Monaten quält, Arachne, die tückische Spinnerin, die entsetzliche Dirne, die alle vom Wahn Besessenen unter ihr Szepter zwingt, um sich an ihrem Blute zu berauschen." Ferner S. 191. (Der Held findet, als er eines Tages auf dem Dachboden in einer Kiste unter alten Kleidern kramt, auf einem Gewande eine rote Spinne): „Den Leib voll blutigen Eiters, die Beine kurz und dicht behaart, so lauert Arachne in einer Falte des Gewandes, das ich als unschuldiges Kind getragen." — [3]) Die christliche Mythologie übernahm den Arachnemythus (jedoch ohne Verwandlungsmotiv), wobei Athene-Minerva durch die Muttergottes ersetzt wurde. So verhöhnt nach einer ungarischen Sage die übermütige Spinne die h. Jungfrau, indem sie ihr sagt, sie solle sich auch in ihr Gespinst hängen, so wie sie selbst es getan. Da sprach Maria zur Spinne: „Nun sollst du auch dann an deinem

Volksglauben eine Entsprechung in der Sage von einer dämonischen Riesenspinne, deren blosser Anblick den Menschen um den Verstand bringt (Höfler, a. a. O.). Man vergleiche auch dial. „spinnen“ für „geistig nicht ganz normal sein“, ferner „Hirngespinst“, auch in „Hirngespenst“ umgedeutet, schliesslich im Pariser Argot die Redensart: *avoir une araignée dans le plafond* für „verrückt sein“.

Clarimonde's äussere Erscheinung, die bei aller Besonderheit doch als sehr gefällig geschildert wird, führt uns zu dem Erlösungsmythus, denn auf diesen, nicht auf den Hexenmythus deutet ihre menschliche Gestalt. In solcher erscheint die weisse Jungfrau dem, der sie erlösen soll, und sagt, sie komme am nächsten Tag in einer andern (gemeint ist eine Tiergestalt. Die Erlösung erfolgt in der Regel durch Kusszauber[1]). Man vgl. S. 136 in unserem Text, wo es heisst: Und wir haben uns geküsst, haben die Lippen lange an die Scheiben gedrückt.“ In einer gleichfalls bei O. Tobler, a. a. O., S. 76 zitierten Sage erscheint eine Spinne bei der Rückverwandlung als schöne Frau[2]).

Wir sehen, nicht weniger als vier Motive hat der Dichter benützt und trotzdem ein kleines, in sich geschlossenes Kunstwerk geschaffen, das einen harmonischen Eindruck zurücklässt.

III.

Vom französischen Volksglauben, der dem Dichter allerdings auf literarischem Wege vermittelt scheint, angeregt ist die italienische Erzählung von Piero Giacosa „Il ragno ed il professore“.[3])

Als Einleitung zur eigentlichen Geschichte macht der Dichter den Leser mit einer merkwürdigen Art von Spinne bekannt, Tegenaria cerebrincola (d. i. Gehirnspinne), die die Fähigkeit erlangen kann, in menschliche Gehirne einzudringen und sie in gewissem Sinne zu beeinflussen. Um es aber so weit zu

---

Gespinst hängen, wenn du es nicht willst. Verflucht sei im Himmel und auf Erden, wer dich schont. Seitdem hängt die Spinne immer an ihrem Gespinst und wird von den Menschen verfolgt (Dähnhardt, Natursagen II, 254). Vgl. die Ausdrücke Liebfrauensommer, franz. *fils de la vierge, jetons de Marie* für die im Herbst umherfliegenden Spinngewebe.

[1]) O. Tobler, a. a. O., S. 80. — [2]) Nach einer isländischen Sage (Dähnhardt, a. a. O. III[1], S. 470) sind der Eisenschmied (ein Laufkäfer) und die Spinne verzauberte Geschwister. Der Eisenschmied soll von einem Menschenweib entzaubert werden, das ihm den Gurt lösen muss, der Spinne aber muss irgend ein Mann den Gürtel sprengen. — [3]) Aus der Sammlung „Specchi dell' enigma“. Milano 1916.

bringen, muss sich die Spinne eine Zeitlang darauf vorbereiten, sie muss Gedanken lesen lernen und auch das Alphabet innehaben. Vor ihrem Eintritt in das menschliche Hirn muss sie eine Wanderung machen, um das Weltbild in sich aufzunehmen; schliesslich handelt es sich darum, ein passendes Gehirn zu finden, denn nur ganz wenige Hirne (cervelli ragnofori) eignen sich zur Aufnahme der tegenaria cerebrincola. Zur Bekräftigung seiner Behauptungen führt der Dichter einen Bericht des auch von E. Th. A. Hoffmann öfters zitierten Swammerdam an über die Sezierung der Leiche eines Irrsinnigen, aus dessen Gehirn eine ganz kleine Spinne herausschlüpfte. Ferner erzählt der Autor von seiner Bekanntschaft mit einem Poeten, von dem er nicht wusste, woher er seine dichterische Begabung habe, bis er eines Tages eine Französin von ihm sagen hörte: *Il a une araignée dans le plafond.* So erfahren wir, in welcher Weise die Spinne die Gehirne, in denen sie sich eingenistet, beeinflusst. Sie macht aus den Besitzern Narren oder Dichter.

Nach dieser aufklärenden Einleitung beginnt die eigentliche Geschichte. In dem Bibliothekszimmer eines berühmten Bakteriologen haust in einer Ritze des Gesimses ein Exemplar von tegenaria cerebrincola. Die Spinne sehnt sich nach einem Menschenhirn, denn ihre Zeit ist gekommen. Sie beobachtet den Professor, wenn er an seinem Schreibtisch sitzt und arbeitet, doch muss sie leider zur Erkenntnis kommen, dass er kein wahlverwandtes Hirn besitzt, denn es ist dürr und öde („arido e secco"). Als es Sommer geworden, unternimmt die Spinne eine Wanderung ins Freie, auf der sie all das Schöne und Merkwürdige, das sie zu sehen bekommt, gierig in sich aufnimmt, um es dann an das Hirn ihrer Wahl neidlos weiterzugeben. Wieder heimgekehrt, wartet sie voll guter Hoffnung auf die nächste Gelegenheit. Und diese scheint gekommen, als eines Tages ein junger Mann, der Sohn des Professors, das Bibliothekszimmer betritt und sich am Schreibtisch niederlässt. Die Spinne liest in den Gedanken des idealistisch veranlagten Jünglings und erkennt voll Freude, dass sie endlich ein Gehirn gefunden, in dem sie unbedenklich ihren Wohnsitz aufschlagen kann. Schon ist sie im Begriffe, sich auf einem Faden vom Gesims herabzulassen, als sie in ihrem Vorhaben durch den unerwarteten Eintritt des Professors gestört wird und rasch wieder in ihr Loch zurückflüchtet. Nun ist sie Zeugin einer erregten Szene zwischen Vater und Sohn. Dieser erklärt, er wolle nichts mehr wissen von dem Studium der Medizin, zu dem ihn sein Vater gezwungen; er fühle sich zum Künstler berufen und sehne sich hinaus in die weite Welt, der Vater möge ihn ziehen lassen. Doch dieser zeigt kein Verständnis für die Bestrebungen des jungen Mannes, die so wenig nach seinem Geschmack sind. Er bleibt hart und unbeugsam. Gänzlich entmutigt verlässt der Jüngling das Bibliothekzimmer, in dem der Professor, ganz in Gedanken versunken, allein zurückbleibt. Bald darauf ruft er seinen alten Diener, um an dem seinen Unmut auszulassen, denn er weiss wohl, dass der Alte, der dem Jüngling stets ein guter Freund und treuer Berater gewesen war, seines Sohnes Pläne eifrig gefördert hatte. Die Gedanken nun, die die Spinne in des Alten Hirn liest, während er ruhig seines Herrn Vorwürfe über sich ergehen lässt, machen ihn ihr so sympathisch, dass sie beschliesst, in seinem Hirn ihr Heim aufzuschlagen. Sie lässt sich von der Zimmerdecke herabfallen, verfehlt aber ihr Ziel und wird schliesslich von dem Professor bemerkt, dessen rasch zugreifenden Fingern sie nur mit Mühe entgeht. Nun trauert sie über ihre Misserfolge und sehnt sich vergebens nach dem jungen Manne, als man eines Tages

dessen Leiche hereinbringt. Da man ihm sein Lebensglück nicht gönnte, hat er sich erschossen. „Gerade an der Stelle des Gehirns, in der sich die Spinne so gern eingenistet hätte, war die tödliche Kugel eingedrungen.“ Seine Härte bereuend, die den Tod des Sohnes verschuldet, folgt der plötzlich gealterte Vater seinem Kinde bald ins Grab. Nun gehen in dem Hause grosse Veränderungen vor, die zur Folge haben, dass die arme Spinne aus ihrem Loche vertrieben wird. Sie muss sich nach einer neuen Wohnstätte umsehen und findet schliesslich auch eine solche — an der Büste des verstorbenen Professors, die man im Bibliothekzimmer aufgestellt hat. Und zwar hat sie sich im äussern Gehörgang eingenistet, wo sie jetzt noch lebt — indisturbato, in attesa degli eventi.

Der Mythus von der Gehirnspinne ist in Italien — soviel mir bekannt ist — nicht einheimisch. Wie schon das französische Zitat: *Il a une araignée dans le plafond* zeigt, ist dies Motiv aus dem französischen Volksglauben entlehnt, wahrscheinlich auf dem Wege literarischer Vermittlung. Der Glaube an eine Hirnspinne — heutzutage meines Wissens nur mehr als Niederschlag in der Phraseologie der Sprache vorhanden — findet sich ausser bei den Franzosen auch bei Deutschen und Engländern. Der oben zitierten französischen Redensart entsprechen im Deutschen das allgemein übliche „spinnen“ [1]) = halbverrückt sein, sowie „Hirngespinst“ = engl. *cobwebbery* (vgl. Riegler, Das Tier im Spiegel der Sprache, S. 278). Nun ist aber Giacosa insofern von der volkstümlichen Anschauung abgewichen, als bei ihm die Tätigkeit der Hirnspinne als heilsam erscheint. Sie zerstört nicht das von ihr besessene Gehirn, sondern beschwingt es, regt die Einbildungskraft an und macht sie einer idealistischen Lebensauffassung geneigt. [2]) Aus einigen Stellen geht ganz deutlich hervor, dass der Autor in ihr das Sinnbild der dichterischen Phantasie sieht. So z. B. wenn es heisst, die Spinne unternehme vor ihrem Eintritt in das Hirn einen Flug ins Freie und nehme das Weltbild in sich auf, um es dann dem Hirn des Künstlers einzuprägen, der es in seinen Werken neu erstehen lässt (vgl. griech. *ποιησία* = Schöpfung). Übrigens ist dem Dichter die volkstümliche Vorstellung von einer irrsinnerzeugenden Hirnspinne nicht unbekannt, wie der Hinweis auf Swammerdam zeigt, von

[1]) Im Deutschen ist die „Hirnspinne“ phraseologisch nicht üblich, wohl aber finde ich bei Delphi Fabrice, a. a. O., S. 108 folgende Stelle: „Allet, wat wahr is — 'n bisken komisch is der jeehrte Herr doch sicher.... Wenn der keene Spinne in 'n Deetz hat, denn will ick'n janzet Nest ham!“ — [2]) In Italien hat diese Funktion der Wurm übernommen, wie die Redensart *aver il baco del poeta*, „den Dichterwurm haben“ beweist.

dem berichtet wird, er habe einst bei einer Sezierung eine Spinne aus dem Gehirn des Toten steigen sehen. Dem italienischen Volke ist, wie gesagt, zwar nicht die Vorstellung einer Gehirnspinne geläufig, wohl aber erscheinen wie überall andere Insekten (auch Vögel) als Gehirntierchen, so z. B. Grille[1]) Wurm[2]), Made[3]), Engerling[4]), Bremse[5]). Von den Vögeln ist der Sperling[6]) vertreten.

Der Glaube an elbische Krankheitsdämonen in Tiergestalt, die sich im Gehirn[7]) oder in einem anderen Organe des menschlichen Körpers einnisten, ist uralt und findet sich auf der ganzen Welt. Wundt in seiner Völkerpsychologie (II², S. 115) führt ihren Ursprung auf den Fiebertraum — er sagt „Fratzentraum" — zurück. Juckende oder kitzelnde Hautempfindungen[8]) haben zu der Vorstellung von riesigen Käfern und Spinnen geführt, die am Leibe des Schlafenden emporkriechen. Betreffs der Lokalisierung dieser imaginären Insekten in das Gehirn mag die Vermutung Brissaud's[9]) angeführt werden, dass der die Drehkrankheit der Schafe verursachende Parasit (coenurus cerebralis) das Volk zu dem Analogieschluss verführt habe, auch die Erkrankungen des menschlichen Hirns seien auf das Vorhandensein eines Wurmes oder eines anderen Tieres in der Hirnmasse zurückzuführen. Besonders die Hirnspinne scheint ihre Entstehung der Nervenpathologie zu verdanken.

Der französische Arzt Henry Meige berichtet in Janus I, S. 393 von Irrsinnigen, die über Spinnen, Ohrenschliefern und

[1]) Vgl. Riegler, a. a. O., S. 266 f.; ital. *grillare* entspricht unserm „spinnen." — [2]) id. S. 291; hierher gehört auch *aver il verme* „verliebt sein". — [3]) *aver i cacchioni, entrar in c.* „trübsinnig sein (werden)"; engl. *maggot.* — [4]) *cosso.* In der ursprünglichen Bedeutung „Engerling" nur mehr dialektisch; schriftsprachlich = [1]) Finne, Pustel, [2]) sonderbarer Einfall. Die Redensart *aver il male del cosso* „Ohrenschmerz haben" deutet auf den Glauben eines schmerzerzeugenden Ohrwurms. — [5]) Ital. estro, aus lat. *oestrus*, griech. οἶστρος „glühende Einbildungskraft, lebhafte Begeisterung, Schwung" entspricht in seiner Wirkung auf die Gehirntätigkeit ganz der Spinne unseres Dichters. — [6]) Riegler, a. a. O., S. 175. — [7]) Vgl. Riegler, Wörter und Sachen VII, S. 129—135. — [8]) Vgl. in franz. Argot pattes d'araignée = Kitzel. — [9]) Aus einer Stelle bei Zola, Une page d'amour, S. 396 entnehme ich, dass nach einem Pariser Volksglauben Spinnen Schlafenden in den Mund kriechen und Krankheiten im Innern verursachen. So heisst es von einer unterleibsleidenden Frau: Une voisine disait qu'une araignée devait pour sûr lui être entrée par la bouche, pendant qu'elle dormait. Erwähnenswert in diesem Zusammenhange ist auch die von L. Spitzer aus einem Soldatenbrief mitgeteilte Stelle: Così mi levo un po' le ragnatele da dentro, so (nämlich mit den erhaltenen Lebensmitteln) putz' ich mir ein wenig die Spinnweben da drinnen weg.

anderen Insekten im Kopfe klagen. Das Bild der im Gehirn sitzenden Spinne erfreut sich auch bei Dichtern einer besonderen Beliebtheit, so finde ich in dem auch sonst volkskundlich sehr interessanten Roman von H. Watzlick, Der Alp, S. 145 folgende charakteristische Stelle: „In einem Winkel seines Hirns kauert der entsetzliche Gedanke und lauert wie eine Spinne, die gewillt ist, hervorzustürzen und alles zu erdrosseln, was an ihrem Netze haftet.“ Zu dieser Vorstellung von der im Hinterhalt lauernden Spinne passt trefflich das von Storm gebrauchte „hintersinnig.“ In H. H. Ewers' Alraune, S. 307 hat an folgender Stelle dem Dichter offenbar auch die Spinne vorgeschwebt. „Es war ihm, als ob er ein Geschwür habe, mitten im Hirn, das dick schwoll und die Gedanken erdrückte. Irgend ein giftiges Insekt war da hineingekrochen, durch das Ohr oder durch die Nase, hatte ihn gestochen.“ In demselben Roman (S. 430) gebraucht Ewers unmittelbar aufeinanderfolgend „Grille“ und „Spinngewebe“ für melancholische Gedanken. So sagt Frank Braun zu Alraune: „Schlag dir doch die Grillen aus dem Hirn! — Komm, Alraune, wir wollen baden gehen, das frische Wasser spült die dummen Spinnenweben fort.“

Die allmähliche Entwicklung des Spinnenwahns zeigt uns der bereits öfters zitierte Roman von Delphi Fabrice, „Die rote Spinne, Beichte eines Äther- und Morphiumsüchtigen“. Bei allen möglichen und unmöglichen Gelegenheiten sieht der Held Spinnen. So z. B. während er einem tanzenden Weibe (Traumerscheinung) zusieht (S. 92). „Plötzlich reckt sich ein gewaltiges rotes Schattenbild mit enormen Krallen von der unendlich hohen Decke zu mir herab... Entsetzen! Ich kenne es, es ist schon wieder die Spinne, eine riesige Spinne... Wehe! Nun heftet sie sich gierig auf den Leib des Weibes.“ Bei dem Anblick einer wirklichen Tänzerin sagt er von deren Bein (S. 103): „Oh dieses Bein, das in dem Wirrwar der Spitzen wie in Spinnennetzen zuckt!“ Im Morphiumrausch sieht er fabelhafte Tiergebilde (S. 110), „apokalyptische Bestien, halb Spinnen, halb Fledermäuse und Drachen flatterten schwerfällig umher.“ Auch Hände rufen in ihm die Vorstellung von Spinnenbeinen wach (S. 124): „Ich sah nichts als diese beiden Hände (der Sängerin), die immerfort „strickten“, die unheimlich an die Bewegungen von Spinnen erinnerten, an das zuckende Tasten ihrer Beine.“ S. 197: „Wie

kommt es, dass alle die Hände, die um mich herumtanzen, genau wie die haarigen Beine meiner roten Spinne zucken?" S. 125: „Diese Finger, wie Fühler der Seespinnen!" Blumen verwandeln sich ihm in Spinnen (S. 142): „Und plötzlich wird der rollende Ball lebendig, an Stelle der Dahlienblüte sehe ich eine scheussliche Riesenspinne, die auf ihren wimmelnden Füssen wütend auf mich zustürzt.... Er fühlt sich von der Spinne verfolgt (S. 142): „Heulend jage ich im Dunkeln von Stube zu Stube, denn ich fühle ganz genau, wie die Bestie, die Riesenspinne, dicht auf meinen Fersen über den Fussboden raschelt und an den Tapeten emporklimmt.... Er ahnt, dass er an der Spinne zu Grunde gehen wird (S. 166): „Welche Spinne wird mich zu Tode foltern?" In lichten Augenblicken ist er sich seines Spinnenwahns bewusst (S. 172): „Die fixe Idee, die Spinne mit den zitternden Beinen, schlägt in fieberhaftem Eifer das lähmende Netz um mein Hirn." Eines Tages hatte er einen Mann gesehen, der sich mit gezähmten Spinnen, die Kämpfe aufführten, produzierte. Des Nachts erscheinen sie ihm im Halbschlaf (S. 174): „Der schreckliche Spinnenmensch mit seinen Froschaugen, den riesigen roten Spinnen, die seine Hand verlassen, mir die Brust entlang auf die Kehle kriechen, sich in mich verbeissen und gierig mein Blut schlürfen, all mein Blut! Oh! Diese roten Spinnen, die immer wachsen und wachsen, die riesig, zentnerschwer werden und mich unter ihrem Gewicht zerquetschen!" Diese Stelle entspricht völlig der Wundt'schen Theorie vom „Fratzentraum".[1])

---

[1]) Ähnlich schreibt auch in P. Margueritte's Roman «La Flamme» (Beil. 1 zur „Illustration" 1909, S. 78), die an Verfolgungswahnsinn leidende Heldin in ihr Tagebuch: «Ce que j'endure est inimaginable, la torture n'est rien à côté, les supplices les plus affreux non plus. — Mes ennemis de l'au-delà déchaînent sur moi pendant la nuit des araignées-monstres électrisées... je n'ose plus fermer l'œil; elles me courent sur le visage et aimantent mes cheveux et mes dents. Je ne les ai pas vues, et quand j'allume précipitamment de mes mains tremblantes la bougie, elles ont disparu. Mais je mesure, à leur contact horrifiant, l'écartement de leurs pattes. (Man beachte pattes d'araignée = chatouillement). Il y en a qui sont grosses comme des crabes. D'ailleurs je les entends, elles font un bruit imperceptible de soie qu'on froisse.» Meyrinks Roman „Das grüne Gesicht" liefert eine Parallelstelle (S. 316 f.). Der Held hat bei den magischen Experimenten, durch die er die Gegenwart seiner Geliebten erzwingen will, mannigfache Halluzinationen und Visionen. So sieht er plötzlich auf dem Tische eine Spinne. „Einen Augenblick lähmte ihn ein furchtbares Grauen — er fühlte das Lauern des Todes hinter sich — (Spinne als Todes-

In der Brautnacht will er seine Frau erwürgen (S. 201): „Haha! Jetzt spinnen meine Hände wie ihre, greifen nach ihrer Kehle, krümmen sich, krallen sich ein, schrauben und schrauben ...“ Und zum Schluss die Lokalisierung der Spinne in das Hirn (S. 202): „Die rote Bestie sitzt mir im Kopf, immer an derselben Stelle. Sie spinnt, spinnt fieberhaft... Und das Netz läuft unter meiner Stirne entlang, in meine Nerven, in mein Blut. Die rote Spinne — sie — — sie.“ Schliesslich übt er Selbstmord.

IV.

Weniger bedeutend, doch immerhin einer kurzen Besprechung wert ist A. Theuriets skizzenartige Erzählung L'araignée[1]), deren Inhalt rasch wiedergegeben ist.

Der Dichter macht an der Riviera, in der Gegend von Montecarlo die Bekanntschaft des Grafen Paprocki, der ihm von seinem Missgeschick im Spiel erzählt und dies dem Umstande zuschreibt, dass er auf dem Wege nach dem Casino den bösen Einfall hatte, das Spinnennetz zu zerstören, in dessen Betrachtung der Dichter eben versunken ist. Plötzlich packt der Graf die Spinne, steckt sie in eine rasch gefertigte Düte und spricht seine feste Überzeugung aus, er werde nun mit diesem Talisman in der Tasche das Glück wieder an seine Seite zwingen. Als der Dichter den Grafen zwei Tage später wieder trifft, erzählt ihm dieser freudestrahlend, dass er im Spiel gewonnen habe und zeigt ihm eine Busennadel, die er sich eigens hatte machen lassen und deren Kopf eine Kreuzspinne darstellt.

Ein ganzes Jahr lang hört der Dichter von dem Grafen nichts, bis er im Herbst des folgenden Jahres wieder an die Riviera kommt. Als ihn sein Weg zufällig vor des Grafen Villa vorüberführt, fallen ihm die geschlossenen Fensterläden auf. Im Garten bemerkt er ein weisses Marmorkreuz mit zwei Anfangsbuchstaben und einem Datum. Ein in der Nähe des Gartens beschäftigter Arbeiter klärt den Dichter auf. Dieses Kreuz habe die Gräfin errichten lassen zur Erinnerung an ihren unglücklichen Mann, der sich erschossen, da er im Spiel sein ganzes Vermögen verloren. Er sei sonst ein recht wackerer Mann gewesen, nur habe er die Karten zu sehr geliebt, auch sei es in seinem Ober-

---

dämon wie bei Gotthelf) — glaubte eine schwarze, scheussliche Spinne über den Glanz der Tischplatte huschen zu sehen — dann schrie sein Herz den Namen Eva.“ Als der Visionär wieder zu sich kommt, zweifelt er, ob dies geschaute Wirklichkeit oder Schein gewesen. „Er zwang sich — mit verzerrtem Munde laut aufzulachen.... „Die Spinne! — Warum ist sie denn jetzt nicht mehr da?“ versuchte er sich selbst zu verhöhnen; er zündete ein Streichholz an, um unter den Tisch zu leuchten, — fand in der unbestimmten Furcht, die Spinne könnte als Überbleibsel des spukhaften Erlebnisses wirklich noch vorhanden sein, den Mut nicht, hinzusehen.

[1]) Aus der Sammlung „Contes de la primevère“. Paris 1897. (S. 99—107.)

stübchen nicht mehr richtig gewesen. Er konnte an keiner Spinne vorbeigehen, ohne sie einzustecken in der Überzeugung, sie müsste ihm im Spiel Glück bringen. Trotzdem habe es aber mit ihm ein schlechtes Ende genommen. Als der Dichter näher an das Kreuz herantritt, bemerkt er zwischen dessen beiden Armen eine Kreuzspinne, im Begriffe ihr Netz zu spinnen. „Sie bewegte sich" — so schliesst die Erzählung — „mit voller Sicherheit und Ruhe hin und her, als wüsste sie, dass sie nichts mehr zu fürchten habe von diesem wütenden Spieler, der auf ihre Gefährtinnen Jagd machte, um sie als Fetische zu benutzen."

Wie Giacosa, zeigt uns Theuriet die Spinne von der guten Seite, als Glückspenderin. Handelt es sich dort um ein geistiges Glück, so hier um ein materielles, wobei der Leser infolge der subjektiven Darstellungsweise in eine skeptische Stimmung gerät, während er bei Gotthelf und Ewers durch die objektive Kunst des Dichters ganz im Banne abergläubischer Vorstellungen befangen bleibt. Theuriet schildert nur, welche bizarren Formen der Aberglaube, der obendrein durch den rationellen Schluss Lügen gestraft wird, bei einem immerhin gebildeten Menschen annehmen kann. Ob der Aberglaube des Helden in Theuriets Erzählung, die Spinne verhelfe zu Spielgewinn, ein individueller ist oder einem französischen Volksglauben entspricht, bin ich nicht in der Lage festzustellen.[1]) Wohl aber ist bei Sébillot, Folklore de France III, 309 von ähnlichen volkstümlichen Vorstellungen die Rede. In den Départements Loire-et-Cher, Deux-Sèvres, Gironde wird den Rekruten, bevor sie zur Auslosung gehen, ohne dass sie etwas davon wissen, eine lebende Spinne in das Westenfutter genäht, damit sie eine gute Nummer ziehen; in Lothringen erfüllt eine samt dem Gewebe in ein Täschchen genähte schwarze Spinne denselben Zweck.[2])

---

[1]) Bei Rolland, Faune pop. XII, 134 finde ich folgenden Aberglauben aus der Picardie verzeichnet: Um im Spiele Glück zu haben, verschliesst man eine Spinne in eine Schachtel und wartet, bis sie zu Staub zerfällt, diesen wirft man dann auf die Karten, Dominos usw. und ist so seines Glückes im Spiel sicher. Vgl. das ital. Sprichwort: *ragno porta guadagno.* — [2]) In diesem Zusammenhange sei hingewiesen auf zwei französische Dialektnamen der Afterspinne (phalangium opilio). In den Hochvogesen heisst sie *chance* „Glück", in Lüttich *aweûr* < *augurium* ebenfalls „Glück." (Rolland, Faune populaire III, 244). Man vergleiche hiezu tarentinisch *äure*„ Hausgeist." Meyer-Lübke, R. E. W., No. 758). Zu bemerken ist, dass weder *chance* < *cadentia* noch *augurium* von Haus aus „Glück" bedeuten, sondern indifferent „Schicksal." (Vgl. denselben Bedeutungswandel bei *fortuna.*) So kann auch die Spinne als Schicksalstier in bonam oder malam partem genommen werden.

V.

Wesentlich anders geartet als Theuriets harmlose „Araignée“ ist die zweite französische Spinnengeschichte, die hier besprochen werden soll: L'araignée crabe von Erckmann-Chatrian.[1])

Ort der Handlung ist das Warmbad Spinnbronn im Hundsrück, das sich eines guten Zuspruchs erfreut. Plötzlich aber bricht unter den Badegästen eine Panik aus, denn in dem Wasser, das kaskadenartig aus einer Höhle hervorsprudelt, taucht eines schönen Tages ein menschliches Gerippe auf, dem bald Skelette der verschiedenartigsten Tiere folgen. Schon hat der Badearzt durch eine Broschüre, in der er den fossilen Charakter dieser Gerippe zu beweisen sucht, die Gemüter etwas beruhigt, als eines Tages zwei Tierleichen, ein Fuchs und ein Sperber, aus der Höhle herausgespült werden, was das sofortige Verschwinden der Badegäste zur Folge hat. Nur ein vornehmer Engländer, Sir Hawerburch, bleibt und schliesst mit dem neuen soeben aus Südamerika zurückgekehrten Badearzt Dr. Weber Freundschaft. Unterdessen waren auch unter der Landbevölkerung die Vorgänge in Spinnbronn ruchbar geworden. Nun will man sich daran erinnern, dass vor etwa fünfzig Jahren ein junges Mädchen in geheimnisvoller Weise in der Umgebung der Höhle verschwunden war. Auch hatten Leute beobachtet, wie Sperber, Drosseln, Tauben und andere Vögel in diese Höhle hineinflogen, als würden sie von einer unwiderstehlichen Kraft hineingezogen. So entsteht im Volke der Glaube, in dieser Höhle hause der Teufel.

Dies alles ist nur Vorspiel für die eigentliche Handlung, die damit einsetzt, dass der Badearzt seinem Freunde, dem Engländer, seine Sammlung exotischer Insekten zeigt, unter denen eine Krabbenspinne aus Guyana die besondere Aufmerksamkeit des Briten erregt. In lebhaften Worten gibt er seinem Abscheu vor diesem hässlichen Tiere Ausdruck: „Voilà bien l'œuvre la plus affreuse de la création... Rien qu'à la voir... je me sens frémir.“ (S. 348). Und weiter unten: „L'araignée m'a toujours glacé le sang.“ Der Erzähler der Geschichte, damals noch ein Knabe, teilt den Ekel des Engländers vor den Spinnen, was er unverhohlen ausspricht, und reizt dadurch den Badearzt, seinen Vormund, zum heftigsten Widerspruch. Um den Zornausbrüchen Dr. Webers auszuweichen, lädt der Engländer seinen jungen Freund zu einem Spaziergang ein. Spät am Nachmittag kommen sie zur Quelle. Bei dem Anblick des sprudelnden Wassers wandelt Sir Hawerburch die Lust zu einem Bade an. Dem Knaben sagt er, er möge ihn in einer Stunde abholen. Als dieser zurückkehrt, ist unterdessen schon die Dämmerung herabgesunken. Vom Engländer findet er keine Spur. Alles Suchen und Rufen ist vergebens. Nichts sieht er in der Dunkelheit als zwei unbewegliche rote Punkte und ein sich seltsam bewegendes Liniengewirr („deux points rouges immobiles... puis de grandes lignes s'agitant d'une façon bizarre au milieu des ténèbres.“) (S. 353). Die vom Arzt mit Hilfe von Landleuten sofort in den Weg geleiteten Nachforschungen haben keinen Erfolg. Nur die Kleider des Unglücklichen hatte man gefunden an der Stelle, wo er sie hingelegt.

Das schreckliche Geheimnis würde für immer unaufgeklärt bleiben, besässe der Doktor nicht in seiner Magd, der Negerin Agathe, die er aus Süd-

[1]) Aus Contes fantastiques, Paris 1881 (S. 339—361).

amerika mitgebracht, ein ausgezeichnetes Medium für hypnotische Versuche. Dieses Weib berichtet nun in der Hypnose haargenau, wie der Engländer zu Grunde gegangen. Während er badete, schoss plötzlich eine Spinne aus der Höhle hervor, umklammerte mit ihren Krallen den Hals des Badenden, versetzte ihm einen Stich und floh. Als Sir Hawerburch tot war, kam die Spinne wieder, umgab den Leichnam mit einem Netz und zerrte ihn in die Höhle. Nun beschliesst man, Rache an der Spinne zu nehmen und sie zu vernichten. Zu diesem Zwecke wird der Eingang der Höhle mit Reisigbündeln verrammelt, die dann angezündet werden. Durch den sich entwickelnden Rauch herausgetrieben, erscheint die Spinne am Eingang der Höhle — „un objet noir... aux longues pattes crochues" (S. 359). — „Elle était grosse comme ma tête et d'un rouge violet — on aurait dit une vessie pleine de sang" (S. 360). Sie stürzt sich in die Flammen, da wird sie von der Axt eines Bauern getroffen, der befürchtet hatte, sie könne durch den Feuerwall entkommen. „Il l'atteignit si bien que le sang couvrit un instant le feu tout autour d'elle — Mais bientôt la flamme se ranima plus vive au-dessous et consuma l'horrible insecte." (S. 360).

Die Anregung zu dieser phantastischen Erzählung haben die Verfasser offenbar in den Volkssagen von dämonischen Riesenspinnen gefunden[1]). Hier sei erinnert an die Tiroler Sage von einer Teufelsspinne in einer „Klemme", die auf einmal siebzehn Geissen umspann und ihr Blut aussog. Auch die Sage von der Totenkopfspinne in der Wildg'fahrhöhle am Naturnser Sonnenberg in Tirol ist hieher zu ziehen. Ein Bauer, der sich einst in die Höhle wagte, wurde von der Spinne angegriffen und mit Fäden umsponnen, so stark wie „Pferdeschweifhaare." Der Bauer rettete sich nur dadurch, dass er drei Kreuze schlug. (Alpenburg, Mythen und Sagen Tirols, S. 217).

Auf metaphysische Phantastik deutet auch der geheimnisvolle Einfluss, durch den Vögel und andere Tiere in die Höhle gelockt wurden, wo sie dann der Spinne zur Beute fielen. Dass kurz vor seinem Tod Sir Hawerburch durch den Abscheu, den er gegen das Exemplar der Krabbenspinne in des Badearztes Sammlung bezeugt, gewissermassen die Rache des lebenden Insektes heraufbeschwört, weist auch auf metaphysische Stilisierung.

Um so überraschender wirkt daher die rationalistische Erklärung zum Schlusse, die man bei näherem Zusehen geradezu als Stilwidrigkeit bezeichnen muss. Die abnorme Grösse der Spinne wird nämlich auf die hohe Temperatur des Quell-

[1]) Nach japanischem Volksglauben hausen gewaltig grosse Dämonen in Gestalt von Spinnen in Erdlöchern (Bertsch, Weltanschauung, Volkssage und Volksbrauch, S. 66).

wassers zurückgeführt, die, wie es heisst, „gewissen Insekten dieselben Lebensbedingungen und Entwicklungsmöglichkeiten verschafft, wie die heissen Klimate Afrikas und Amerikas.“ Diese geistreiche Deutung, die einem Jules Verne alle Ehre machen würde, paralysiert beim Leser den metaphysischen Eindruck. Der Zwiespalt in der Auffassung des Phantastischen dürfte wohl aus dem Zusammenarbeiten der beiden Verfasser zu erklären sein.

VI.

Die rationalistische Manier Erckmann-Chatrians, nur noch gesteigert durch einen wohl berechneten Exotismus, findet sich auch in des vielgelesenen Wells' Spinnengeschichte „The valley of spiders“.[1]) Der Inhalt ist folgender:

Drei Männer, ein Herr mit seinen beiden Dienern, sind auf einer Verfolgung begriffen. Die Lieblingssklavin ist ihrem Tyrannen entflohen. Ihre Spur gilt es zu suchen. Als die drei Reiter in ein weites wüstes Tal kommen, fällt ihnen die unheimliche Stille auf, die plötzlich eingetreten. Kein Lüftchen regt sich, die drei lechzen nach einem belebenden Hauch. Endlich bewegt sich die Luft. Eine schwache Brise erhebt sich. Da melden sich plötzlich Anzeichen einer nahenden Gefahr, die sich die drei nicht zu deuten wissen. Ein Hund saust wie von Furien gejagt an ihnen vorüber. In der Ferne sehen sie ein Rudel Wildschweine fliehen. Auf einmal erblicken sie in der Luft sonderbare weisse Ballen wie von Distelwolle, von denen weisse lange Fäden herabhängen. Mit diesen Luftquallen („aerial jelly-fish“, S. 53) treibt der Wind sein Spiel. Sie sinken, sie steigen wieder empor und bringen die Pferde zum Scheuen, so dass böse Ahnungen die Herzen der drei Reiter erfüllen. Mit Recht, denn bald werden diese selbst von den unheimlichen Dingen bedrängt und es dauert nicht lange, so erkennen sie in den jetzt wie toll umherwirbelnden weissen Massen Riesenspinnen, die sie mit ihren langen Fäden einzuspinnen suchen. Mit den Schwertern bemühen sich die drei, durch die immer dichter werdenden Massen der greulichen Tiere einen Weg zu bahnen. Doch vergebens, wie viel sie ihrer auch vernichten, immer neue Mengen dringen auf sie ein und drohen sie zu ersticken. In der Hitze dieses schrecklichen Abwehrkampfes stossen die beiden Diener mit ihren Pferden zusammen, so dass der eine von ihnen, „der Hagere“, wie er in der Erzählung genannt wird, zu Falle kommt. Er erhebt sich mühsam, will zu seinem Herrn flüchten, da strauchelt er, fällt und wird in demselben Augenblicke eine Beute der eklen Tiere, die sich gierig über ihr Opfer hermachen. Die beiden andern überlassen ihn feige seinem schrecklichen Schicksal und denken nur an ihre eigene Sicherheit. Sie geben ihren Pferden die Sporen und in Windeseile gehts davon, hindurch durch die wie grauer Nebel sich zusammenballenden Spinngewebe. Da stürzt des Herrn Pferd in eine Schlucht, das Tier ist tot, das Schwert gebrochen, doch der Reiter ist wie durch ein Wunder heil geblieben. Dieser Sturz wird seine Rettung, denn er findet im Felsen eine Kluft, in die er sich zwängt. Von diesem sicheren Orte aus sieht er die Spinngewebe durch die Schlucht vorüber

[1]) Aus Twelve stories and a dream. Tauchnitz ed. 1904. S. 46—61.

treiben. Unterdessen legt sich der Wind, die Spinnen sinken zu Boden, wo sie nicht mehr schaden können. Unser Mann wagt sich nun aus seiner Höhle heraus und es dauert nicht lange, so erscheint am Rande des Abgrundes ein Reiter. Es ist sein Diener, der gleich ihm schnöde geflohen war. Der Herr steigt aus der Schlucht und gesellt sich zu dem Mann, der gegen ihn stets eine geheime Abneigung gefühlt hatte und da er ihn wehrlos sieht, den geeigneten Augenblick gekommen wähnt, um seinem Hass gegen den Tyrannen freien Lauf zu lassen. Er wirft ihm seine Flucht vor und nennt ihn Feigling; es entspinnt sich ein Wortwechsel, in dessen Verlauf der Herr seinen Diener in den Abgrund stösst. Hierauf schwingt er sich auf das Pferd seines Opfers und reitet von dannen, wobei er mit Abscheu auf die Spinnenleiber blickt, die die Pferdehufe zu einer ekligen blutigen Masse zermalmen.

Die mit meisterhafter Präzision und vollendeter Stimmungskunst vorgetragene Erzählung spielt der Landschaftsschilderung nach zu urteilen in Mittel- oder Südamerika und gehört zum Unterschiede von den oben behandelten Stoffen metaphysischen oder halbmetaphysischen Charakters ins Gebiet der Realphantastik, die alles Übernatürliche vermeidet und die Natur nur aus der Phantasie des Dichters heraus modifiziert. Ausschliesslich Realphantast ist Jules Verne, während hingegen E. Th. A. Hoffmann lediglich metaphysische Phantastik kultiviert. Der vielseitige Wells betätigt sich mit viel Glück auf beiden Gebieten. Ich will hier, um ein metaphysisches Gegenstück zu unserer realphantastischen Spinnengeschichte zu zitieren, an die hoffmanneske Erzählung Wells' „A Moth“ [1]) erinnern, in der die Seele eines Zoologen als Schmetterling erscheint. Die Spinnen unserer Geschichte haben mit dem Jenseits nichts zu tun. Ihre Existenz ist sehr gut denkbar. Dass es keine Zauberspinnen waren, geht schon daraus hervor, dass sie sich vernichten lassen. So heisst es S. 57 von dem Helden der Geschichte: „He lifted up his iron heeled boot and smashed it (die Spinne) into a pulp.“ Die Dimensionen des Tieres werden genau angegeben: „A full foot it measured from leg to leg, and its body was half a man's hand“ (S. 57). Es heisst weiter (S. 60), dass es giftige Spinnen waren: „These things, for all their poison, could do him little evil“ und dass die Überbleibenden ihre toten Schwestern auffrassen: „There were many dead spiders on the ground, and those that lived feasted guiltily on their fellows“ (S. 60). Fliegen sie in der Luft, so erscheinen sie als „big globes“, als „vast, soft, ragged, filmy things“ (S. 52).

[1]) Aus der Sammlung „The Stolen Bacillus“, Tauchnitz ed. 1896.

Derartige Riesenspinnen gibt es bekanntlich in Südamerika, nur ist ein so massenhaftes, an die Heuschreckenschwärme erinnerndes Vorkommen ausgeschlossen, von einer Gefährdung des Menschen gar nicht zu reden.

Überblicken wir, am Schlusse unserer Untersuchung angelangt, den zurückgelegten Weg, so sehen wir in den beiden deutschen Erzählungen (Gotthelf, Ewers) in ziemlich engem Anschluss an volkstümliche Vorstellungen, die mit grossem künstlerischen Geschick verwertet sind, die Spinne als dämonisches Tier dargestellt, das Tod und Verderben bringt. Im Volksglauben wurzelt auch Theuriets kurze Geschichte von der Glücksspinne wie auch Giacosas symbolische Erzählung. Erckmann-Chartian schöpft aus volkstümlichen Vorstellungen, doch erfährt seine Geschichte zum Schluss eine unerwartete Umbiegung ins Vernunftgemässe. In Wells' exotischer Spinnengeschichte finden wir schliesslich keine Spur mehr von volkstümlich-übersinnlichen Anschauungen. Auch der schon von Gubernatis betonte Dualismus des Spinnenmythus spiegelt sich wieder in der Auffassung der Dichter. Allerdings scheint die Spinne als Vertreterin des bösen Prinzips die dichterische Phantasie in höherem Grade anzuregen, denn von den sechs[1]) angeführten Geschichten zeigen nur zwei die Spinne in freundlichem Lichte.

Inwiefern sich aus diesem Vergleiche völkerpsychologische Schlüsse ziehen lassen, wage ich nicht zu entscheiden. Auffallend ist nur gegenüber der Realphantastik eines Erckmann-Chatrian und Wells bei den beiden Deutschen die metaphysische Vertiefung volkstümlicher Vorstellungen, eine Vertiefung, die einem unabweisbaren Bedürfnis der deutschen Seele zu entsprechen scheint.

[1]) Der Roman von Delphi Fabrice „Die rote Spinne" wurde nur vergleichsweise herangezogen.